





John Irving

# Der letzte Sessellift

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von  
Anna-Nina Kroll und  
Peter Torberg

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Die Originalausgabe erschien 2022  
bei Simon & Schuster, New York,  
unter dem Titel ›The Last Chairlift‹  
Copyright © 2022 by Garp Enterprises, Ltd.  
Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Mit freundlicher Genehmigung  
des Diogenes Verlags, Zürich  
Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2023

Diogenes Verlag AG, Zürich

Vorsatzpapier:

Surbalin der Fa. peyer graphic GmbH, Leonberg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7632-7482-6

*Für Dean Cooke*



Nein, muss ich sterben,  
Grüß' ich die Finsternis als meine Braut  
Und drücke sie ans Herz!

*William Shakespeare,  
Maß für Maß, III, 1.*



# Inhalt

## I. AKT FRÜHE ANZEICHEN

- 1 Ein nicht gedrehter Film 15
- 2 Erste Liebe 17
- 3 Näher bekannt 19
- 4 Entschlossen, nicht zu lernen 21
- 5 Aber was genau geschah in Aspen? 24
- 6 Little Ray 29
- 7 Alles wegen Sex 37
- 8 Hast du sie gesehen? 45
- 9 Kino, Freundinnen, Fremdheit, Außenseiter 54
- 10 Nicht Tarzan 64
- 11 Die Last, klein zu sein 72
- 12 Für Little Ray und mich bestimmt 86
- 13 Der Schneeläuferkuss 100
- 14 Ermessensentscheidung 115
- 15 Dinge sehen 130
- 16 Was in jener Nacht geschah 142
- 17 Der Sohn der Braut 162
- 18 Was die Steinspatzen sahen 181

## 2. AKT FLITTERWOCHEN AM ABGRUND

- 19 »Ich hab mich in deinen Augen gesehen« 211
- 20 Den Mädchen ihres Alters ein wenig hinterher,  
ganz bestimmt voraus, ganz bestimmt hinterher 220
- 21 Die Kontrolle behalten 255

- 22 Meine am zweitwenigsten für eine Heirat infrage  
kommende Freundin 272
- 23 »Wie für mich gemacht« oder  
»Ohne irgendwelche Verwicklungen« 281
- 24 Melancholisch genug 297
- 25 Der »Polizeibericht« 322
- 26 Der Fahrer des Fluchtwagens 342
- 27 Sexualpolitik, ein Brand, Eifersucht 360
- 28 Noch am Wachsen 375
- 29 Der gute Hirte 405

### 3. AKT REGELN FÜR GESPENSTER

- 30 Die Frau mit dem Kinderwagen 445
- 31 Wo sind die Bananen hin? 470
- 32 Eine Kurve in der Straße 491
- 33 Gerade klein genug 527
- 34 Unser Marinesoldat 554
- 35 Im Walfänger 571
- 36 Signierstunden 582
- 37 Dinge, die man mit einem Penis tun kann 599
- 38 Pestsong 622
- 39 Wengen 641
- 40 Der Abend der Weihnachtsmänner 659
- 41 Etwas anfangen 677
- 42 Ein normales Leben 690
- 43 Ein unkonventionelles Leben 717
- 44 Männer, die kastriert gehören 734
- 45 Loge Peak 760
- 46 »Hab dich!« 828
- 47 In den Schnee geschrieben 856
- 48 Fünf Jahre, vier Filme 887
- 49 Kein Gespenst 902
- 50 Em als Ismael 975

51 »O CANADA« 1003

52 Wir Lesbenkinder 1037

53 Die Stimme in der U-Bahn, die Stille im  
Felsgarten 1062

Danksagung 1081



I. AKT

## Frühe Anzeichen



## Ein nicht gedrehter Film

**M**eine Mutter gab mir den Namen Adam, Sie wissen schon, nach wem. Sie sagte immer, ich sei ihr Ein und Alles. Ich habe ein paar Namen verändert, aber nicht meinen und auch nicht den des Hotels. Das Hotel *Jerome* gibt es wirklich – ein großartiges Haus. Falls Sie je nach Aspen kommen, sollten Sie dort übernachten, wenn Sie es sich leisten können. Aber wenn Ihnen dort Ähnliches widerfährt wie mir, sollten Sie ausziehen. Geben Sie nicht dem Hotel *Jerome* die Schuld.

Ja, es gibt dort Gespenster. Und nein, damit meine ich nicht die, von denen Sie vielleicht schon gehört haben: den nicht angemeldeten Gast in Zimmer 310, ein ertrunkener Zehnjähriger, der vor Kälte zittert, schnell wieder verschwindet und nur nasse Fußspuren hinterlässt; den liebeskranken Silberschürfer, dessen nächtliches Schluchzen man hört, wenn er durch die Flure streift; das hübsche Zimmermädchen, das in einem nahe gelegenen Tümpel durchs Eis brach und (ungeachtet der Tatsache, dass es danach an einer Lungenentzündung starb) gelegentlich erscheint, um die Betten aufzudecken. Das sind nicht die Gespenster, die ich üblicherweise sehe. Ich sage nicht, dass es sie nicht gibt, aber mir sind sie kaum je begegnet. Nicht jedes Gespenst wird von allen gesehen.

Meine Gespenster sehe ich ganz deutlich – sie sind für mich ganz real. Ich habe ein paar ihrer Namen verändert, aber nichts von dem, was sie ausmacht.

Ich kann Gespenster sehen, aber nicht jeder kann das. Und die Gespenster selbst? Was ist ihnen eigentlich passiert? Ich meine,

wie sind sie zu Gespenstern geworden? Nicht jeder, der stirbt, wird zum Gespenst.

Jetzt wird es kompliziert, denn natürlich ist nicht jedes Gespenst tot. In bestimmten Fällen kann man ein Gespenst und doch noch halb lebendig sein – es ist nur ein wesentlicher Teil von einem gestorben. Ich frage mich, wie viele dieser halb lebendigen Gespenster wissen, was in ihnen gestorben ist und ob es – seien sie nun tot oder lebendig – Regeln für Gespenster gibt.

»Mein Leben ist wie ein Film«, sagen manche, aber was meinen sie damit? Meinen sie etwa, ihr Leben sei zu unglaublich, um wahr zu sein? »Mein Leben ist wie ein Film« bedeutet, man hält Filme gleichzeitig für alles andere als realistisch und für mehr, als man von der Realität erwarten kann. »Mein Leben ist wie ein Film« heißt, man hält das eigene Leben für derart besonders, dass es als Filmstoff taugt; so besonders gesegnet oder verflucht.

Mein Leben *ist* ein Film, aber nicht aus den üblichen selbstgefälligen oder selbstmitleidigen Gründen. Mein Leben ist ein Film, weil ich Drehbuchautor bin. In erster Linie bin ich Schriftsteller, aber selbst wenn ich einen Roman schreibe, stelle ich mir alles bildlich vor – ich sehe die Geschichte ablaufen, als sei sie bereits verfilmt. Wie manche anderen Autoren auch habe ich die Titel und Plots von Romanen im Kopf, die ich zu meinen Lebzeiten nicht einmal mehr beginnen werde; wie Drehbuchautoren auf der ganzen Welt habe ich mir mehr Filme ausgedacht, als ich jemals schreiben werde; und wie viele habe ich Drehbücher geschrieben, die nie jemand verfilmen wird. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt damit, mir nicht gedrehte Filme anzuschauen; die ganze Zeit tue ich das. Und mein Leben ist bloß ein weiterer dieser Filme.

Dein Roman wird veröffentlicht, dein Drehbuch verfilmt – diese Bücher und Filme vergisst man bald. Man liest die Verrisse wie die guten Besprechungen, gewinnt vielleicht sogar einen Oscar; nichts davon hat Bestand. Aber ein nicht gedrehter Film lässt einen niemals los; einen nicht gedrehten Film vergisst man nicht.

## Erste Liebe

Von Aspen hörte ich zum ersten Mal von meiner Mutter; sie war es, die in mir den Wunsch weckte, das Hotel *Jerome* zu sehen. Es ist meiner Mutter zu verdanken (oder ihre Schuld), dass ich nach Aspen gefahren bin – und es ist ihr zu verdanken (oder ihre Schuld), dass ich es so lange vor mir hergeschoben habe.

Ich dachte immer, meine Mutter würde das Skifahren mehr lieben als mich. Was wir als Kinder glauben, formt uns; was uns in der Kindheit und Jugend ängstigt, kann uns später auf Abwege führen, aber ich nehme es meiner Mutter nicht übel, dass sie das Skifahren ihre erste Liebe genannt hat. Sie hat ja nicht gelogen.

Meine Mutter war eine hervorragende Skifahrerin, auch wenn sie das selbst nie gesagt hätte. In meiner Kindheit hieß es immer nur, sie habe nie einen Wettkampf gewonnen; deshalb hielt sie ihre Fahrkünste seitdem für »eher mittelprächtigt«. Meine Mutter war nicht verbittert, weil es mit dem Profisport nicht geklappt hatte, und arbeitete ihr Leben lang als Skilehrerin; am liebsten unterrichtete sie kleine Kinder und Anfänger. Ich hörte von ihr nie auch nur eine einzige Klage über ihre Körpergröße – von meiner Großmutter und Tante Abigail und Tante Martha, den älteren Schwestern meiner Mutter, dafür umso häufiger.

»Geschwindigkeit hat was mit Masse zu tun«, lautete Tante Abigails abschätziges Urteil. Abigail war eine kräftige Frau, vor allem um die Hüften, und wirkte in Skihose eher schwerfällig denn sportlich.

»Deine Mom war so ein kleines Ding, Adam«, teilte mir Tante Martha voller Verachtung mit. »Als Abfahrtsläuferin muss man

mehr wiegen, als sie je auf die Waage gebracht hat. Ray war eindeutig Slalomfahrerin. Sie ist so eine, die mit einer Sache genug hat.«

»Sie war einfach nicht schwer genug!«, verkündete meine Großmutter in regelmäßigen Abständen; bei diesen spontanen Ausbrüchen reckte sie die geballten Fäuste gen Himmel, so als würde sie höhere Mächte dafür verantwortlich machen.

Die Brewster-Mädchen, auch meine Mutter, waren bekannt für ihre dramatischen Ausrufe, auch wenn meine Großmutter Mildred Brewster, eine geborene Bates, stets behauptete, dieses Faible fürs Drama sei eher typisch für die Bates als für die Brewsters.

Ich glaubte ihr – bei meinem Großvater Lewis Brewster zeigten sich die Anzeichen für eine dramatische Ader erst spät. Ich wusste, dass er früher Rektor der Phillips Exeter Academy gewesen war, wenn auch nur für kurze Zeit und mit bescheidenem Erfolg. Solange ich Rektor Brewster kannte – so wurde er am liebsten genannt, auch von seinen Enkelkindern –, war er schon im Ruhestand. Als ewiger Emeritus war der ehemalige Schulleiter finster und streng, fast katatonisch, offenbar dazu bestimmt, für immer zu leben. Nur wenig schien ihn zu berühren. Nur höhere Mächte würden ihn ins Grab bringen können.

Mein Großvater sprach nicht, wie er überhaupt selten etwas tat. Ich dachte immer, Lewis Brewster sei schon als Schuldirektor im Ruhestand zur Welt gekommen. Was auch gesagt wurde, Granddaddy Lew – eine Anrede, die er hasste – reagierte höchstens (wenn überhaupt) mit einem Nicken oder Kopfschütteln. Sich auf Kinder einzulassen, die eigenen inbegriffen, schien unter seiner Würde. War er gereizt, kaute er auf seinem Schnurrbart herum.

Als meine Mutter ihren Eltern mitteilte, sie sei schwanger, war ich logischerweise noch nicht auf der Welt. Noch bevor ich die Geschichte kannte, fragte ich mich, was Rektor Brewster wohl dazu zu sagen gehabt hatte. Ich kam am 18. Dezember 1941 zur Welt – eine Woche vor Weihnachten. Wie meine ledige Mutter nicht müde wurde zu betonen, kam ich zehn Tage zu spät.

## Näher bekannt

Meine Mutter war die Art von Kinogängerin, die es nicht lassen konnte, das Aussehen ihrer Bekannten mit dem von Filmstars zu vergleichen. Als der österreichische Skifahrer Toni Sailer bei den Olympischen Spielen 1956 drei Goldmedaillen gewann, sagte sie: »Toni sieht ein wenig aus wie Farley Granger in *Der Fremde im Zug*«, einem Hitchcock-Film, den wir gemeinsam gesehen hatten. Dass meine Mom ein Fan von Hitchcock war, wusste ich, nicht aber, ob sie mit »Toni« Sailer womöglich näher bekannt war.

»Toni ist in Aspen mal beinahe in einen offenen Minenschacht gestürzt!«, verkündete sie auf ihre exaltierte Art mit weit aufgerissenen Augen. Dann ließ sie sich ellenlang über all die Skilifte und neuen Pisten aus, die am Aspen Mountain gebaut und angelegt wurden. Die alten Minenhalden und verlassenen Gebäude würden planiert und abgerissen, sagte sie, aber noch immer gebe es hier und da offene Schächte.

Es ist auch unklar, ob meine Mutter Stein Eriksen, den norwegischen Skifahrer, kannte; ich weiß bis heute nicht, ob sie sich überhaupt je begegnet sind. Die Alpinen Skiweltmeisterschaften 1950 fanden in Aspen statt. »Stein lag nach dem ersten Lauf vorn« war noch längst nicht alles, was meine Mom über ihn zu sagen hatte. Und damit meine ich nicht nur ihre oft demonstrierte Kenntnis seiner berühmten Gegenschulter-Technik.

Nein, als wir uns zum ersten Mal *Mein großer Freund Shane* anschauten – 1953, ich war elf oder zwölf –, sagte meine Mutter, Stein sehe aus wie Van Heflin. »Aber Stein ist attraktiver«, ver-

traute sie mir an und nahm meine Hand. »Du wirst mal aussehen wie Alan Ladd«, versicherte sie mir flüsternd, denn wir saßen im Kino – im Ioka in Exeter –, und auf der Leinwand nahm die Gewalttätigkeit des Films ihren Lauf.

Ich wies sie später darauf hin, dass Alan Ladd blond sei; ganz gleich, welchem Filmstar ich ähneln würde, wenn ich erwachsen war, ich würde doch sicher meine braunen Haare behalten. »Ich meinte damit, du wirst auf dieselbe Art attraktiv sein wie Alan Ladd – gut aussehend und *klein*«, erwiderte meine Mom und drückte mir zur Betonung des Wortes *klein* die Hand.

Meine Tanten und meine Großmutter beklagten, dass meine Mutter nicht schwer genug war, um in einem Skirennen Chancen zu haben, aber ich glaube, sie selbst mochte ihre Körpergröße. Dass ich ebenfalls klein war, gefiel ihr. In jungen Jahren nahm ich mir also Alan Ladd zum Vorbild, den einsamen, aber romantischen Revolverhelden aus *Shane*, und ich stellte mir vor, ich könnte ein Held werden oder zumindest wie einer aussehen.

Gab es in Aspen eine wie auch immer geartete Begegnung zwischen Stein Eriksen und meiner Mom? Hat sie ihm überhaupt auch nur die Hand geschüttelt? Ich weiß, dass sie dort war; sie hat die Busfahrkarten aufgehoben, wenn auch nur für die Strecke von New York nach Denver. Sie war dort, aber sie fuhr nicht mal in die Nähe des Siegertreppchens. Zwei Österreicherinnen, Dagmar Rom und Trude Jochum-Beiser, siegten bei den Frauen. Stein Eriksen, der sich bis dato im internationalen Skizirkus noch keinen Namen gemacht hatte, wurde Dritter im Slalom der Herren. Die Amerikaner gewannen keine Medaille. Dass die Alpinen Skiweltmeisterschaften 1950 in Aspen stattfanden, lässt sich nachprüfen – meine Mutter allerdings war bei diesem Ereignis nicht zum ersten Mal dort.

## Entschlossen, nicht zu lernen

1941 wurden die Amerikanischen Abfahrts- und Slalom-Meisterschaften in Aspen abgehalten. Es war das Wochenende des 8. und 9. März, einen Monat vor dem neunzehnten Geburtstag meiner Mutter. Von dieser Reise hat sie keine Busfahrkarte aufgehoben – wenn es damals überhaupt schon Busse von New York nach Denver gab. Sie sagte, sie sei allein bis nach Denver gekommen; den Rest der Strecke sei sie »bei ein paar Leuten aus Vermont mitgefahren«.

Mitglieder des Mount Mansfield Ski Club vielleicht? Höchstwahrscheinlich Freunde, mit denen sie am Stowe Mountain Ski fuhr. Da hatte meine Mom das College bereits geschmissen, nach nicht mal einem Semester. »Ich habe Bennington ausprobiert«, wie sie es formulierte; sobald Schnee fiel, ging sie lieber Ski fahren.

Von Bennington aus fuhr meine Mutter mit Sicherheit zum nahe gelegenen Bromley Mountain. Dieses Skigebiet hatte 1938 ein Sohn der Brauerei-Dynastie Pabst eröffnet. Als meine Mom dort zum ersten Mal fuhr, dürfte es dort nur eine einzige Piste gegeben haben, an der Westseite des Berges, und ich habe keine Ahnung, was für einen Lift.

»Den ersten Schlepplift haben sie zwischen die Twister- und die East-Meadow-Abfahrt gebaut«, erzählte meine Mutter. Über die Jahre lernte ich wegzuhören, wenn sie ihre Skigebietsstatistiken herunterbetete.

Alle Brewster-Mädchen verbrachten die Sommer im Aloha Camp am Lake Morey in Fairlee, Vermont, angeblich das älteste Mädchencamp im ganzen Bundesstaat. Dort hatte meine Mom

sich auch mit Skifahrerinnen aus Stowe angefreundet. Sie schmiss Bennington so schnell wie möglich wieder hin und hielt sich nicht lange in Bromley auf, zumindest nicht damals. Stattdessen verbrachte sie mithilfe ihrer Freundinnen aus dem Aloha Camp das erste Mal die Wintersaison in Stowe. Das blieb in den ganzen Vierzigern und bis in die Fünfziger so. Sie arbeitete im Skigebiet und erkundete den Mount Mansfield. Von da an erklärte sie die Skisaison zu ihrem »Winterjob«. Sowohl vor als auch nach meiner Geburt verbrachte sie die Winter in Stowe. Ich kam mir vor wie eine Skiwaise.

Bis zum Juli 1956, ich war vierzehn, lebte ich bei meiner Großmutter und dem Direx emeritus. Meine wichtigtuertischen Tanten machten ein Riesenaufheben um mich. Ich war ein uneheliches Kind, aber es wurde mit Argusaugen über mich gewacht. Mein Cousin und meine Cousine waren älter als ich, und so bestand kein Mangel an abgelegter Kleidung – hauptsächlich Jungssachen.

Genau genommen war meine Cousine Nora kein Junge. Aber sie war so ein Wildfang, dass sie Jungssachen trug, bis sie in Northfield, Massachusetts, aufs Mädcheninternat geschickt wurde. Mein Cousin Henrik war ein richtiger Junge – und auch ein richtiges Arschloch, wie sich herausstellen sollte. Tante Abigail und Tante Martha hatten zwei Norweger aus dem Norden von New Hampshire geheiratet; meine Onkel Johan und Martin Vinter waren Brüder. Die gesamte Familie Vinter war im Holzgeschäft – bis auf Onkel Johan und Onkel Martin, die in Exeter unterrichteten, was meinen Cousin Henrik zum Lehrerbalg machte, als er selbst dorthin ging. Sobald sie erwachsen waren, begannen Abigail und Martha, sich als Töchter eines ehemaligen Schuldirektors der Academy für die Junggesellen unter der Lehrerschaft zu interessieren.

Johan und Martin Vinter waren Skifahrer. Wie auch nicht? Schließlich bedeutete ihr Name »Winter« auf Norwegisch, und sie waren in North Conway aufgewachsen, wo der Skiort Cranmore Mountain 1937 den Betrieb aufnahm. Die beiden Brüder

hatten nicht abgewartet, bis der erste Seillift aufgestellt wurde. Sie spannten sich schon vorher Steigfelle unter ihre Telemarkski, stapften den Berg hinauf und fuhren ab.

Durch die beiden Vinters kamen die Brewster-Mädchen, auch meine Mom, überhaupt erst zum Skifahren. Abigail und Martha und die beiden jungen norwegischen Lehrer nahmen meine Mutter im Boston & Maine mit, dem »Skizug«, wie meine Cousine Nora ihn nannte. An den Winterwochenenden fuhren sie alle zusammen von Exeter nach North Conway, wo sie am Bahnhof von Wagenladungen voller Vinters erwartet wurden. (Meine Mutter nannte die Norwegersippe immer »Wagenladungen voller Winter«.)

Und so kam der Abfahrtsski in die Gemeinde Exeter in der Küstengegend von New Hampshire, wo es gar keine Berge gibt. Als ich auf die Welt kam, war die Skisaison bereits Moms »Winterjob«. Von meinem vierten Lebensjahr an bekam ich jedes Jahr neue Skier, Stiefel und Stöcke geschenkt. Doch weder die bestmögliche Ausrüstung noch der Privatunterricht durch meine Mutter erzielten den erwünschten Erfolg.

Schon in den frühen, den prägendsten Jahren hatte ich beschlossen, das Skifahren zu hassen. Ich hätte lieber eine Mom gehabt, die daheimblieb, als eine, die jedes Jahr von Mitte November bis Mitte April in den Bergen war. Ich wollte lieber meine Mutter um mich haben, als dass sie mir das Skifahren beibrachte. Und wie sonst hätte ich als Kind und Teenager meinen Standpunkt deutlich machen können? Ich war entschlossen, das Skifahren nicht zu lernen.

Nur, wie hätte ich das als jüngster Spross einer ganzen Sippe von ausgezeichneten Skifahrern anstellen sollen? Es war unmöglich, es nicht zumindest ein wenig zu lernen. Ich kann also Skifahren, aber ich schaffte es, schlecht Skifahren zu lernen. Kein Brewster und kein Vinter würde mich als guten Skifahrer bezeichnen. Ich bin ein absichtlich mittelmäßiger Skifahrer.

## Aber was genau geschah in Aspen?

Meine Mutter muss die Sechzehnjährige gekannt haben, die im März 1941 die Landesmeisterschaften der Frauen im Slalom am Aspen Mountain gewann. Marilyn Shaw war trotz ihrer Jugend keine Anfängerin; Stowes »Schneebaby«, wie sie genannt wurde, hatte es als jüngste Abfahrtsläuferin aller Zeiten in die Olympiamannschaft der USA geschafft. Dafür, dass die Olympischen Winterspiele 1940 wegen des Kriegs ausfielen, konnte sie nichts. Meine Mom jedenfalls, die mit Sicherheit in Stowe mit ihr Ski gefahren war, nannte Marilyn nicht beim Vornamen. Sie erwähnte sie nur selten, und wenn, dann nur als »das Shaw-Mädel«.

Beide waren sie Skifahrerinnen aus Vermont; sie *mussten* sich gekannt haben, und nicht nur vom Mount Mansfield. Meiner Mom zufolge waren sie beide von Sepp Ruschp trainiert worden, einem österreichischen Skilehrer. Meine Mutter verehrte Sepp Ruschp. »Er hat seine Prüfung in Sankt Christoph abgelegt, bei Hannes Schneider«, erklärte sie mir.

»Welche Prüfung?«, fragte ich.

»Das offizielle österreichische Landesskilehrerdings, Adam – sein Skilehrerdiplom!«, rief sie aus.

Wie konnte ich nur die Hannes-Schneider-Sepp-Ruschp-Verbindung vergessen? Den Stemmbogen, den Schwung, der am Arlberg erfunden wurde und der später den Telemarkschwung ablöste! Ich weiß noch, wie meine Mutter wehmütig meinte, auch der Stemmbogen würde eines Tages wieder abgelöst werden, und so kam es auch. Gegen Ende der Sechziger war der Parallelschwung bereits beliebter. Mit meinen altmodischen Stemm-

bögen würde ich aussehen wie ein Schneepflug beim Wenden, sagte meine Mutter damals. Und ich fuhr zu der Zeit auch wirklich kaum eleganter als ein Schneepflug.

Es waren die Carvingskier, die dem Stemmbogen Ende der Neunziger dann den Rest gaben – zumindest laut meiner Mutter. »Mit den neuen Skiern waren Parallelschwünge ein Kinderspiel«, behauptete sie. »Sogar für dich, Liebling«, fügte sie hinzu und drückte meine Hand.

Natürlich wusste ich, dass der Österreicher Hannes Schneider 1939 nach Cranmore Mountain in New Hampshire gekommen war; und Sepp Ruschp, der bei Schneider gelernt hatte, 1936 nach Mount Mansfield in Vermont. Auch Toni Matt, noch einer von Schneiders früheren Schülern – der Österreicher, der die Gipfelwand der Tuckerman Ravine (den Gletscherkar an der Südostseite des Mount Washington, New Hampshire) bei einer Schussfahrt mit einer Spitzengeschwindigkeit von 140 km/h hinuntergerast war und der 1941 bei den Landesmeisterschaften am Aspen Mountain sowohl die Abfahrt als auch die Kombination gewann –, war 1938 in die USA gezogen.

Doch meine Mom erwähnte Toni Matt nicht groß, wenn es um das Meisterschaftswochenende in Aspen ging. Stattdessen erfuhr ich alles über den »primitiven Boots-Schlepplift«; er brachte einen nur ein Viertel der Strecke hinauf. »Den Rest ging man im Treppenschritt«, sagte sie. Es war keine Beschwerde; Mom murrte auch nicht darüber, dass die Sportler beim Präparieren der Piste helfen mussten. »Alle packten mit an«, wie meine Mom es formulierte.

Über Jerome B. Wheeler bekam ich so viel zu hören, dass ich anfangs verwirrt war; ich hielt ihn für einen der Skiprofis. »Armer Jerome«, so begann meine Mutter meistens, wenn sie auf ihn zu sprechen kam. Nach allem, was ich von ihr über Roch Run gehört hatte – die erste Skiroute in Aspen, eine anspruchsvolle Abfahrt, benannt nach dem Schweizer Alpinisten und Lawinenexperten

André Roch –, hielt ich den armen Jerome für einen Skifahrer, der am Roch Run gestürzt war und sich schwer verletzt hatte.

Doch meine Mutter meinte »den von Macy's«, wie sie Jerome B. Wheeler auch oft nannte. (»Der von Macy's«, dem berühmten New Yorker Kaufhaus, war dort immerhin Geschäftsführer.) Jerome B. Wheeler war in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts aus New York nach Aspen gekommen. Er investierte in die Silberminen, gründete Aspens erste Bank und finanzierte das erste Wasserkraftwerk. Zu dieser Zeit fand gerade ein Wettrennen zwischen der Colorado Midland Railroad und der Denver & Rio Grande Western Railroad statt, wer mit seiner Bahnstrecke als Erstes über die kontinentale Wasserscheide hinweg Aspen erreichen würde. Wheeler steckte 100 000 Dollar in die Colorado Midland. Und als die Blütezeit Aspens begann und die Stadt florenzte, ließ er ein Opernhaus und das Hotel *Jerome* bauen.

So wie meine Mom über ihn sprach, hätte man meinen können, sie wäre mit Jerome B. Wheeler auf Du und Du gewesen. »Er war ein Bürgerkriegsheld, musst du wissen, unter Sheridan«, sagte sie. »Jerome war Oberst, wurde aber zum Major degradiert, weil er irgendwelchen dämlichen Befehlen nicht gehorcht hat!«

»Was für Befehlen?«, fragte ich und rang die Hände.

»Keine Ahnung – dämlichen eben!«, verkündete sie. »Der arme Jerome überquerte die feindlichen Linien und rettete ein Regiment der Union – die Männer waren kurz vor dem Verhungern! Lass das Händeringen, Adam, die sind schon klein genug.«

»Armer Jerome«, war alles, was ich sagen konnte.

Sein Hotel erlebte ein paar glorreiche Jahre, doch der Silberboom verpuffte; nach der Abschaffung des Silberdollars und der Wirtschaftskrise von 1893 wurden die Minen stillgelegt. Wheelers Bank musste schließen. 1901 erklärte Jerome B. Wheeler seinen Bankrott; wegen ausstehender Steuern verlor er 1909 das Hotel. Das Wheeler Opera House fing 1912 Feuer. Der arme Jerome starb 1918.